

Das steinzeitliche Dolmengrab bei Aesch unweit Basel.

Von

Fritz Sarasin.

Ueber die Entdeckungsgeschichte des steinzeitlichen Grabes bei Aesch hat im Dezember 1907 *P. Sarasin* in den Basler Nachrichten (Sonntagsblatt Nr. 50, 15. Dezember 1907) vorläufige Mitteilung gemacht und dabei auf eine spätere genauere Bearbeitung und Darstellung hingewiesen. Eine solche konnte aber nicht unternommen werden, bevor nicht einige notwendige Ergänzungsarbeiten am Grabe selbst zu Ende geführt waren. Es hatte nämlich im Herbst 1907 die von uns gemeinsam geführte Untersuchung des Grabes wegen der winterlichen Witterung abgebrochen werden müssen, bevor sämtliche Fragen geklärt waren, und Gelegenheit zur Wiederaufnahme der Arbeit fand ich erst im Sommer 1909.

Situation des Grabes. Man folgt vom Dorfe Aesch aus in westlicher Richtung dem Strässchen, welches den Klusbach überschreitet und auf dessen linkem Ufer nach der „Unteren Klus“ führt. Etwa 600 m bevor man diesen Hof erreicht, biegt man nordwestwärts ab, steigt durch die Reben an und erreicht bald, an einem Rebhäuschen vorbei, eine freie Feld- und Wiesenfläche, südlich und östlich von Reben, nördlich und westlich von Wald umsäumt. 40 m einwärts vom nördlichen, in leichtem Bogen verlaufenden Waldrand (ganz in der Nähe des Punktes 409 des Kartenblattes Blauen), 180 m von der westlichen Waldecke, wo eine Wegekreuzung sich befindet und 225 m von der östlichen Waldecke (Grenzpunkt von Wald und Reben) entfernt, befindet sich die Grabanlage. Höhe über dem Meer ca. 410 m.

Aussehen des Grabes vor der Ausgrabung. Wie sich die Grabanlage präsentierte, als ihr Entdecker, Herr Dr. *Karl von Blarer*, uns zum erstenmale hinführte, zeigt Textfigur 1. In einem lichten Tannenwalde erhob sich ein niedriger Tumulus, gekrönt von verwitterten und bemoosten Kalksteinplatten, die über seine Oberfläche hinausragten. Diese Platten bildeten die zwei Langseiten und eine Schmalseite eines rechteckigen Raumes; die andere Schmal-

seite, nämlich die auf dem Bilde dem Beschauer zugekehrte, war offen. Die Hauptplatte der im Bilde linken (nördlichen) Langseite war gegen die Lichtung des Grabes zu schräg eingestürzt. Ob dies auf natürlichem Wege im Laufe der Zeit geschehen oder ob, was viel wahrscheinlicher ist, der Versuch gemacht wurde, diese schöne Felsplatte zu irgend einem Gebrauch auszuheben, ohne aber diese Arbeit zu Ende zu führen, lässt sich nicht entscheiden.

Ausgrabung. Bevor an die Aushebung des Grabes geschritten werden konnte, wurde die eingestürzte Seitenplatte mit einer Winde



Fig. 1. Die unberührte Grabanlage.

gehoben und nach auswärts umgeschlagen. Später, nach Abschluss der Arbeiten, wurde sie an der ihr zugehörigen Stelle senkrecht aufgerichtet, wonach das seines Inhalts entleerte Grab den in Textfigur 2 dargestellten Anblick bot. Auf den Grabinhalt werden wir später eingehend zu sprechen kommen; er bildete eine Schicht von nicht mehr als ungefähr 50 cm Mächtigkeit, worauf man auf einen nicht ohne Sorgfalt gelegten Steinplattenboden stieß, welcher den unteren Abschluss der Grabanlage bildete. Dieses Pflaster ist auf der Photographie deutlich zu erkennen; es liegt in einer mittleren Tiefe von 90 bis 95 cm unterhalb der etwas unregel-

mässig gestalteten Oberkante der umrahmenden Steinblöcke; vor der Aushebung des Grabinhalts hatten diese 40 bis 45 cm über dessen Niveau vorgeragt.

Die Beschreibung des Grabes geht am besten von dem in Textfigur 3 dargestellten Grundriss im Niveau des Pflasterbodens aus.

Orientierung. Die Längsachse des Grabes c—d weicht nach korrigierter Missweisung um 18° von der West-Ostrichtung ab



Fig. 2. Die Grabanlage nach Aushebung des Inhalts.

und verläuft ungefähr OOS—WWN, die Querachse a—b somit NNO—SSW. Trotz dieser kleinen Abweichung werde ich in der Beschreibung des Grabes die Seiten als Nord-, Süd-, Ost- und Westseite bezeichnen.

Umrahmung des Grabes. Die Umrahmung des Grabes bilden gewaltige Kalksteinplatten; sie zeigen keine Spur künstlicher Zurechtung, sind aber offenbar sorgfältig ausgewählt worden, indem es darauf ankam, möglichst planparallele Stücke zu gewinnen. Die ebenere Fläche ist stets dem Innern der Grabkammer zugekehrt. Die aus der Erde vorragenden Teile der Platten sind stellenweise

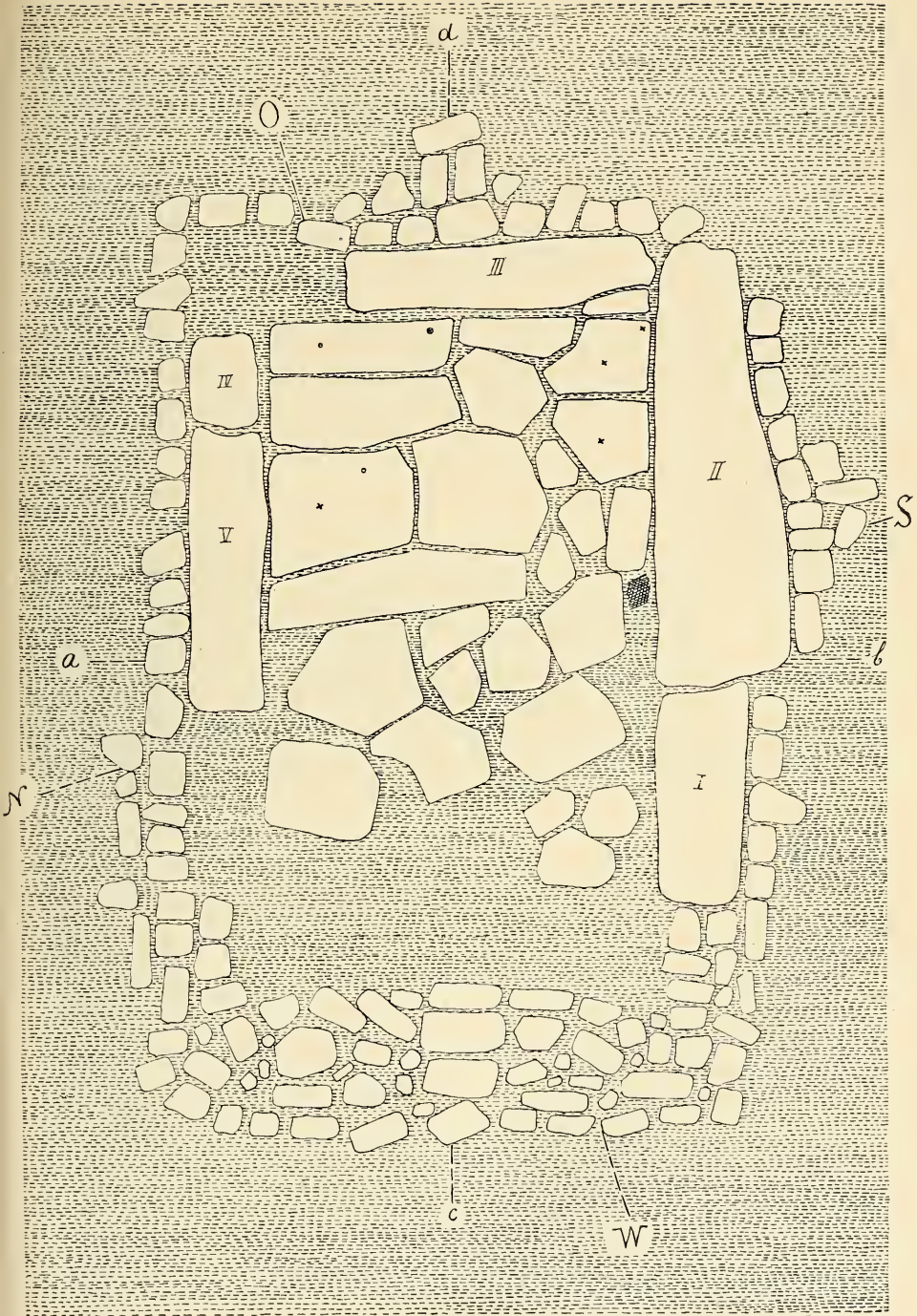


Fig. 3. Grundriss der Grabanlage im Niveau des Bodenpflasters.

stark verwittert und zerklüftet. Diese Kalkplatten sind ohne Zweifel aus dem hier überall anstehenden jurassischen Korallenkalk gewonnen worden.

Am besten erhalten ist die Südwand des Grabes; sie besteht aus zwei Platten, (No. I und II des Planes). Davon ist die grössere 2 m, die kleinere 1,05 m lang; ihre Höhe beträgt ungefähr 1 m, ihr Durchmesser an der Oberkante 30—35 cm. Der Durchmesser der grösseren Platte (II) nimmt nach unten, wo sie im Boden steckt, bedeutend zu und erreicht 62 cm. Wie ein durch die Südseite des Tumulus geführter Graben lehrte, war diese Platte von aussen durch angelegte und untergeschobene Kalkblöcke gestützt, offenbar um sie in ihrer senkrechten Stellung zu er-

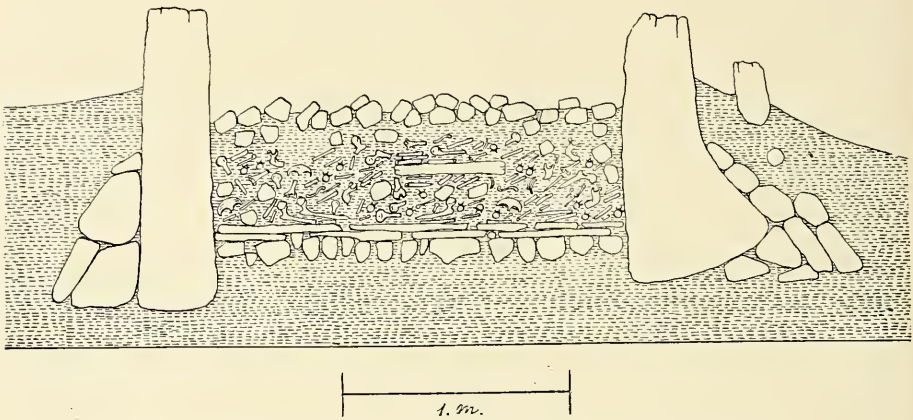


Fig. 4. Querschnitt durch die Grabanlage in Nord-Süd-Richtung.

halten. Man erkennt dies besonders deutlich auf Textfigur 4, welche einen Querschnitt durch die Grabkammer, annähernd in Nord-Südrichtung (parallel der Linie a—b des Grundrisses) wiedergibt; auch auf dem Grundriss ist diese Steinlage eingetragen. Die Ostwand der Kammer war nicht vollständig, indem, wie der Plan zeigt, in der Nordosteecke ein Plattenstück fehlt; es war herausgerissen gewesen und lag ausserhalb des Grabes. Bei der Restauration ist es dann von uns wieder eingesetzt worden (siehe Fig. 2). Die an Ort und Stelle gebliebene Platte III hatte eine Länge von 1,40 m; ihre nördliche Hälfte war 1 m hoch; dann aber verjüngte sie sich gegen Süden zu, und diese Lücke war durch untergeschobene Steine ausgefüllt. Auch diese Platte war von aussen durch ein Steinwiderlager gestützt, wie man es auf dem Plane und deutlicher noch auf dem in West-Ostrichtung oder genauer in der

Linie c—d des Planes geführten Längsschnitt durch die Grabanlage (Fig. 5) wahrnehmen kann.

Die Nordseite ergab sich, nachdem die bereits erwähnte umgestürzte Platte (V) wieder aufgerichtet worden war, gleichfalls als lückenhaft; diese Platte, die sich durch eine besonders regelmässige Form auszeichnete, mass 1,20 m in der Länge, 1,35 m in der Höhe und 25—30 cm im Durchmesser. Zu ihr hatte, wie die Bruchfläche lehrte, ursprünglich auch das zahnartige Stück IV gehört, welches offenbar durch Wurzeln abgesprengt worden ist. Anschliessend an Platte V folgt wieder eine Lücke, welche höchst wahrscheinlich einmal durch eine Steinplatte eingenommen gewesen war; diese hat vermutlich ebenso weit westwärts gereicht als die entsprechende Platte I der Südseite.

Dagegen ist offenbar die Westseite der Grabkammer nie durch Steinplatten abgeschlossen gewesen, denn hier fand sich als Abschluss eine aus grösseren (20—40 cm im Durchmesser haltenden) und kleineren Kalksteinen aufgebaute, mauerartige Steinlage von ungefähr 80—90 cm Breite und etwa 50 cm Höhe. Man erkennt diese Abschlussmauer besonders deutlich auf dem Längsschnitt durch die Grabanlage (Fig. 5); auch auf dem Grundplan ist sie eingezeichnet worden, obschon sie erst um einige Zentimeter höher als das Niveau des Bodenpflasters beginnt. Man sieht hier auch, dass sich diese Mauerlage auf der Südseite des Grabes fortsetzt bis zum Anschluss an die Platte I und ebenso auf der Nordseite bis zu der erwähnten, der Platte I entsprechenden Lücke. Als eine weitere Fortsetzung davon kann man, wenn man will, die Kalksteine betrachten, welche als Widerlager um die grossen Platten herumziehen.

Dimensionen der Grabanlage. Die Lichtung der Grabkammer misst in der Längsachse, vom inneren Rand der Ostplatte III bis zum inneren Rand der westlichen Abschlussmauer gerechnet, 3,10 m, in der Querachse 1,80 m. Rechnet man die Dicke der Grabplatten und die Breite der westlichen Abschlussmauer hinzu, so steigt die Längsachse der Grabanlage auf 4,10 m, die Querachse an der Oberkante auf 2,30—2,40 m.

Der Pflasterboden. Eine eigentümliche Erscheinung ist die die Grabkammer nach unten zu abschliessende Steinplattenlage, wie sie sowohl auf der Photographie des entleerten Grabes, Fig. 2, als auch auf dem Grundriss, Fig. 3, innerhalb der umschliessenden Randblöcke deutlich zu erkennen ist. Sie besteht aus polygonalen Kalksteinplatten, deren Dicke von 2—6 cm. schwankt, und deren Dimensionen, wie man auf dem Plane nachmessen mag, erheblich variieren. Sie bilden eine Art von unregelmässigem Mosaik, welches

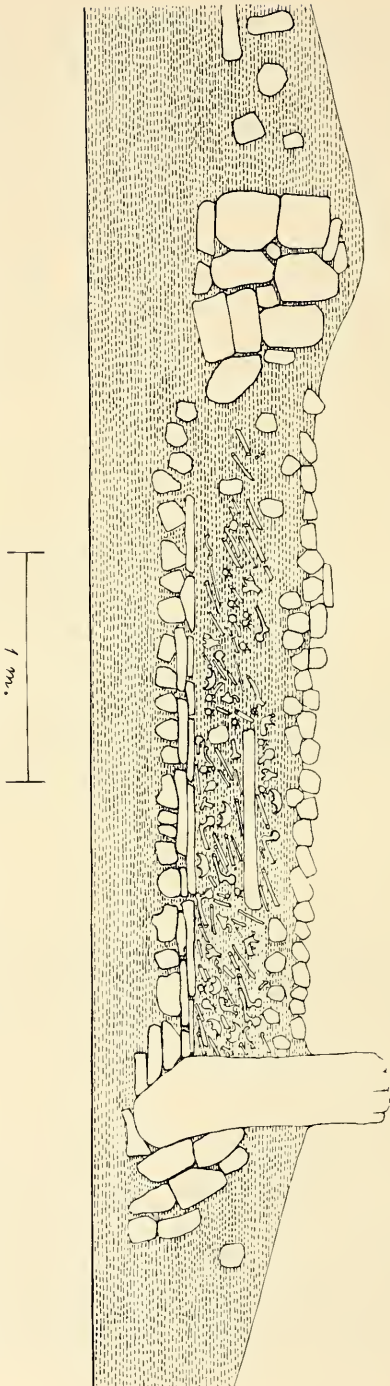


Fig. 5. Längsschnitt durch die Grabanlage in West-Ost-Richtung.

am schönsten im östlichen Teile des Grabes angelegt erscheint, nach Westen zu mehr und mehr lückenhaft wird und aufhört, ohne den westlichen Mauerabschluss zu erreichen. Nach Skizzierung des Plattenbodens, um ihn später wieder herstellen zu können, wurde er ausgehoben, und es fand sich, dass darunter eine zweite Plattenlage folgte, aus bald dünneren, bald dickeren Stücken zusammengesetzt. Diese untere Lage ruhte auf einem Bett eckiger, nebeneinander gestellter Kalksteinbrocken. Auf den beiden Durchschnitten, Fig. 4 und 5, erkennt man sowohl die doppelte Bodenplattenlage, als das unterliegende Kalksteinbett. Dieses selbst ruhte fest in gelber, natürlicher Erde.

Der *Tumulus*. Wie schon gesagt, ist die Grabanlage von einem niederen Tumulus umgeben, aus dem die Platten 20—30 cm weit frei vorragten. Sein Umfang beträgt etwa 33 m; seine Form

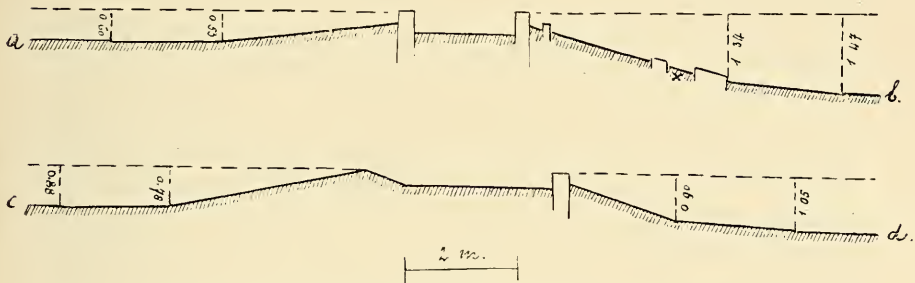


Fig. 6. Durchschnitte durch Grab und Tumulus in der Querachse a—b und in der Längsachse c—d.

ist unregelmässig, dem Ansteigen des unterliegenden Terrains von Süd nach Nord entsprechend. Fig. 6 gibt zwei Durchschnitte durch Grab und Tumulus, den einen in der Querachse a—b (ungefähr N—S), den anderen in der Längsachse c—d (ungefähr W—O) des Grabes. Der Durchschnitt a—b zeigt, dass der Tumulus auf der Südseite höher und steiler ansteigt als auf der Nordseite. In einer Entfernung von 3,50 m vom äusseren Grabplattenrand beträgt auf der Südseite die Höhendifferenz des Tumulus, vom oberen Grabplattenniveau an gerechnet, 1,34 m, um dann weitere 2 m nach aussen mit 1,47 m den tiefsten Punkt zu erreichen. Auf der Nordseite a dagegen ist der Tumulus viel flacher, in 3 m Entfernung vom Grabplattenrand nur 53 cm unter dem oberen Plattenniveau stehend, in 5 m Entfernung mit 60 cm den tiefsten Punkt erreichend. Der andere Tumulusdurchschnitt lehrt, dass der Ostabfall (d) steiler ist als der westliche (c). In 2 m Distanz vom Grabrand steht der erstere 90 cm, in 4 m Distanz 1,05 m unter

dem oberen Plattenniveau; auf der Westseite fällt der Tumulus auf eine Strecke von 3,50 m vom Grabrand bloss um 78 cm, auf eine Strecke von 5,50 m um 88 cm. Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, dass der Tumulus wesentlich dazu gedient hat, der Grabanlage Festigkeit zu verleihen.

Gräben, auf der Süd-, Ost- und Westseite durch den Tumulus von seinem Aussenrand bis zu den Grabplatten hin gezogen, zeigten, dass er oberflächlich aus schwarzem Waldhumus, darunter aus gelber Erde, vermisch mit Kalksteinbrocken verschiedener Grösse bestand; gegen die Grabplatten zu wurden die Steine reichlicher und bildeten dann jene Widerlager, von denen oben die Rede gewesen ist. Ein grosser, abgestorbener Wurzelstock im westlichen Tumulusmantel erwies sich als der einer Eiche; nach Mitteilung meines alten Erdarbeiters von Aesch soll früher statt des jetzigen Tannenwaldes der ganze Forst ein Eichenbestand gewesen sein.

Es ist noch nachzutragen, dass ausserhalb von den grossen Grabplatten der südlichen Langseite in etwa 20 cm Entfernung davon sich eine ihnen parallel laufende Reihe von drei kleinen Blöcken hinzog. Diese staken nur ganz unteuf im Tumulusmantel und ragten darüber hervor, so wie es Fig. 4 (rechts im Bilde) zeigt. Ihre mit den Grabplatten parallele Aufstellung scheint auf Absichtlichkeit hinzudeuten. Auf der nördlichen Langseite fehlte eine solche Steinsetzung, möglicherweise infolge der hier vor sich gegangenen Eingriffe. Auch an der Peripherie des Tumulus lagen einige Steinplatten, vielleicht einen Rest darstellend einer früheren regelmässigen Umgrenzung des Grabhügels.

Es kann nämlich kein Zweifel darüber bestehen, dass die Grabanlage im Laufe der Zeit Störungen erlitten habe. Das Fehlen von Teilen der Grabumrandung lässt keine andere Deutung zu. So drängt sich die Frage von selber auf, ob nicht ursprünglich die jetzt offene Grabanlage von einer oder von mehreren Deckplatten überdacht gewesen sei, welche Platten später weggeschleppt worden wären. Solche grosse natürliche Steinplatten werden beispielsweise in der Gegend mit Vorliebe als Bachübergänge benützt. Aus Analogie mit Grabdolmen anderer Länder ist das Vorhandensein von Deckplatten fast als gewiss anzunehmen, aber ein absolut bindender Beweis hiefür ist darum nicht zu erbringen, weil auch beispielsweise in Frankreich Dolmenbauten ohne Deckplatten vorkommen, von denen man vermutet hat, sie hätten statt einer steinernen Bedachung nur ein Holzdach getragen (vergl. *J. Déchelette*, Manuel d'Archéologie, vol. I, 1908, p. 395, Verweis auf Leguay).

Der Inhalt des Grabes. Vor der Ausgrabung war, wie gesagt, das Grab angefüllt gewesen bis ungefähr 40—45 cm unterhalb der inneren Oberkante der umrahmenden Steinplatten (siehe die Durchschnitte Fig. 4 u. 5). Die Ausfüllung bestand aus zahlreichen Kalkstücken, namentlich in den oberflächlichen Lagen, aus Erde und aus einer Unmenge von menschlichen *Skelettresten*. Solche fanden sich schon in ganz geringer Tiefe und nahmen gegen unten an Masse zu, wobei ich wiederhole, dass überhaupt die ganze Lage von der Oberfläche bis zum Steinpflaster bloss eine Mächtigkeit von 50 cm besass. Ungefähr in halber Tiefe lag eine horizontal gelegte Kalksteinplatte von 75 cm Länge, 50 cm Breite und 10 cm Dicke; sie trennte aufgelagerte Skeletteile von tiefer liegenden. Diese Platte, ein deutliches Zeichen von Nachbestattung, ist sowohl im Quer-, als im Längsschnitt zu erkennen (Fig. 4 u. 5).

Sämtliche Skelettreste befanden sich in hochgradigem Zerfall, so dass es nicht gelang, auch nur einen einzigen Langknochen unversehrt zu heben. Dabei zeigte es sich, dass die Brüche alte waren, zum Teil dadurch hervorgerufen, dass Wurzeln die Knochenkanäle ausgefüllt und dann die Knochen zersprengt hatten; andere Knochen hatten offenbar Brüche erlitten bei Anlass von Nachbestattungen, wenn für neue Leichen Platz geschaffen werden musste. In noch schlimmerem Zustand als die Skelettknochen befanden sich die Schädel, welche vollständig in Trümmer aufgelöst waren, so dass kein einziger gehoben werden konnte, ja nicht einmal eine Kalotte oder ein intakter Unterkiefer. Die meisten Schädelreste fanden sich gegen das Ostende des Grabes zu, aber auch sonst lagen allenthalben Trümmer zerstreut. Dabei ist noch zu bemerken, dass die Hauptmasse der Knochen in dem von den grossen Steinplatten umschlossenen Raume lag; weiter nach Westen zu, gegen die Abschlussmauer hin (siehe den Grundriss Fig. 3), wo das Steinpflaster aufhört, fanden sich nur noch vereinzelte Reste. Unterhalb des Pflasters fand keine Bestattung mehr statt; es wurden hier nur wenige kleine Knochenrümpfer und Zähne angetroffen, welche offenbar durch die Lücken, namentlich längs der grossen Randplatten, hinunter gerutscht waren.

Der mangelhafte Erhaltungszustand der Knochen und die sekundären Störungen, welche die Grabschichte erlitten, machten es unmöglich, über die Lage der Skelette sicheren Aufschluss zu gewinnen. In einem einzigen Falle konnte konstatiert werden, dass die Beine sich in ausgestreckter Lage befunden hatten, indem die Ober- und Unterschenkel *in situ* angetroffen wurden. Andererseits fanden sich in der Südostecke Schädelreste und Langknochen eines Individuums auf einem so kleinen Raum beieinander liegend,

dass an Hockerstellung gedacht werden musste, wonach beide Bestattungsarten neben einander dürften vorgekommen sein.

Von Knochenresten wurde alles gesammelt, was irgendwie eine Bestimmung zuließ. Vornehmlich aber wurde auf die Zähne geachtet, welche der Verwitterung besser Widerstand geleistet hatten als die Knochen, um hieraus eine Statistik der Individuenzahl zu gewinnen. Wir werden gleich sehen, dass die Anzahl der gesammelten Zähne eine wesentlich grössere Individuenzahl ergab, als sich nach den erhaltenen Knochenresten hätte erwarten lassen. Im ganzen muss man sich überhaupt eher darüber wundern, dass in so geringer Tiefe unter der Oberfläche die Knochen nicht samt und sonders vollständig aufgelöst worden sind.

Unter den fast zahllosen Schädelfragmenten konnten konstatiert werden 12 linke und 8 rechte Temporalknochen erwachsener Individuen und ein linksseitiger von einem Kinde. Oberkieferreste Adulter fanden sich 5, weiter Reste von 8 Unterkiefern, wovon einer einem zahnlosen Greise angehört hatte; hiezu Kieferreste von 5 oder 6 Kindern.

Von kindlichen Skelettknochen war fast nichts erhalten geblieben, wohl aber sehr reichliche Erwachsener. Bestimmt wurden unter anderem 9 linke und 5 rechte Humerusunterenden, 6 linke und 4 rechte Radiusoberenden, 3 linke und 3 rechte Ulnaoberenden, 14 Femuroberenden und 5 Unterenden, 18 Kniescheiben usw.

Zähne. Eine bessere Statistik ergaben die Zähne, obschon uns ohne Zweifel in dem nassen und zu Klumpen sich ballenden Boden eine gute Zahl entgangen sein müssen. Von *Molaren* besitzen wir 225 Stück, worunter 12 noch unfertige M 3 (nicht eingerechnet wurden die aus Milchgebisskiefern stammenden, noch unfertigen M 1 und M 2). Diese 225 Molaren ergeben bei der natürlich unrichtigen Annahme, dass sämtliche bestattete erwachsene Individuen noch im Besitz ihrer 12 Molaren gewesen seien, 19 Individuen.

Prämolaren ohne die unfertigen aus jugendlichen Kiefern, *Schneide-* und *Eckzähne* ohne die Wechselzähne sind 311 gesammelt worden, was bei derselben Annahme wie oben 16 Individuen ergeben würde.

Rechnet man hiezu den schon erwähnten zahnlosen senilen Unterkiefer, so erhalten wir eine Minimalzahl von 20 *Leichen Erwachsener*. Diese Zahl ist natürlich zu niedrig, denn abgesehen vom Zahnverlust beim Ausgraben sind in dieser Rechnung nicht berücksichtigt die zahnlosen Greise und ebensowenig der gewiss nicht unbeträchtliche Zahnverlust während des Lebens, indem unsere Rechnung auf dem Vollbesitz des ganzen Gebisses basiert. Es wird

daher eine Schätzung von 30 erwachsenen Bestatteten sicherlich noch eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein.

Viele Zähne sind sehr stark abgekaut, zuweilen bis auf den Hals. Trotzdem ist es nur selten (5 Fälle) zur Eröffnung der Pulpahöhle gekommen, indem in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen sekundäre Dentin-Neubildung (Neodentin) eine Schutzhülle über der Pulpahöhle gebildet hat.

Gar nicht selten ferner sind kariöse Zähne, und zwar finden sich alle Grade von Caries, von ganz leichten, wo erst ein untiefes Grübchen im Dentin zu konstatieren ist, bis zu der weitgehendsten Zerstörung der Pulpahöhle und Aushöhlung des ganzen Zahnes. Weit aus die meisten Angriffstellen liegen seitlich an der Grenze von Krone und Wurzel. Im ganzen zähle ich 20 deutlich kariöse Zähne, was bei der Gesamtzahl von 536 gesammelten Zähnen Erwachsener einen Prozentsatz von 3,7 an kranken Zähnen ergibt. Es scheint dies nicht sehr erheblich, aber es ist doch wohl anzunehmen, dass die meisten schmerzhaften Zähne von den Leuten selbst ausgerissen worden und somit nicht auf uns gekommen sind. Jedenfalls war Zahnweh bei der Grabbevölkerung von Aesch ein wohlbekanntes Uebel.

Milchgebiss. 50 Backzähne beweisen das Vorhandensein von 7 Kindsleichen, hiezu 44 Eck- und Schneidezähne. Eine Annahme von 10 Kindsleichen erscheint, in Anbetracht der Neugeborenen, sicher sehr bescheiden.

Bestattungsweise. Es ist ohne weiteres klar, dass die 40 auf Grund unserer Statistik als Grabinhalt angenommenen Leichen (30 Erwachsene und 10 Kinder) nicht zu gleicher Zeit können bestattet worden sein; die untiefe Grabkiste würde von ferne nicht eine solche Menge haben fassen können. Vielmehr muss es sich um sukzessive, durch einen langen Zeitraum sich hinziehende Bestattungen handeln. Dass solche Nachbestattungen in der Tat stattgefunden haben, beweist allein schon die bereits erwähnte Steinplatte, welche in halber Grabtiefe lag und unter ihr befindliche Skelettreste von anderen trennte, die ihr aufgelagert waren; es ergibt sich dies ferner aus der gestörten Lage der Skelette, welche ohne Zweifel eben durch Nachbestattungen in Unordnung gebracht worden sind. Es erscheint aber des weiteren, angesichts der geringen Tiefe der Grabkammer — die ganze Bestattungsschicht hatte ja, wie gesagt, bloss eine Mächtigkeit von 50 cm — kaum anzunehmen, dass überhaupt frische Leichen hier bestattet worden sind; sie wären ja nur ganz notdürftig mit Erde zu bedecken gewesen. Es handelt sich vielmehr meiner Ansicht nach ohne jeden Zweifel hier um eine zweistufige Bestattung, wonach nicht die

Leichen, sondern erst die Skelette in der Grabkammer deponiert worden sind. Das Grab von Aesch ist also als ein Beinhäuschen anzusehen, in welchem ein nahes Dörfchen oder mehrere zerstreute Bauernhöfe sukzessive die Skelette ihrer Verstorbenen niederlegten, nachdem sie an anderer Stelle eine Vorbestattung erfahren oder einen Trocknungsprozess durchgemacht hatten. Auf die zahlreichen wohlbekannten Analogien aus Prähistorie und Völkerkunde brauche ich hier nicht einzugehen, möchte nur daran erinnern, dass heute noch im benachbarten Dörfchen Dornach ein Beinhäuschen zu sehen ist, als beredtes Zeugnis dafür, dass die zweistufige Bestattung sich in unserer Gegend bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Eine Bemalung der Knochen, wie sie gelegentlich mit der zweistufigen Bestattung Hand in Hand geht, war im Aescher Grab nicht zu konstatieren.

Bestattungen im Tumulus. Es blieb nun noch die Frage zu beantworten, ob etwa in der erwähnten, durch drei kleine Blöcke gebildeten, südlichen „Seitengalerie“ oder im Tumulus selbst noch Bestattungen stattgehabt hätten. In der „Seitengalerie“ fand sich nichts als ein einziges, offenbar durch Tiere verschlepptes Knöchelchen; ebensowenig ergaben Gräben, durch den West- und den Ostabfall des Tumulus gezogen, ein Resultat. Wohl aber fanden sich Skeletreste an der südlichen Basis des Grabhügels. Auf dem Durchschnitt a—b der Fig. 6 sieht man gegen die Basis des Tumulus zu zwei Steinplatten liegen, eine kleinere und eine grössere. In dem 50 cm breiten Raume zwischen diesen beiden Blöcken lagen in einer Tiefe von nur 20—30 cm und ganz von Wurzeln umwachsen im Tumulusmantel (bei x) menschliche Reste in völlig verwittertem Zustande; sie setzten sich auch weiter über den Plattenzwischenraum hinaus fort. Ob sie mehr als einem Individuum angehört hatten, liess sich nicht mehr entscheiden; immerhin ist durch den Fund bewiesen, dass auch im Tumulus selbst Bestattungen vorkamen.

Feuerstellen. Unterhalb des Bodenpflasters fand sich innen an der grossen Platte II der Südwand, 1,30 m von der Südostecke des Grabes entfernt, eine kleine Feuerstelle (als dunkler Fleck auf dem Grundriss, Fig. 3, angegeben, wobei aber zu beachten ist, dass diese Feuerstelle 10—15 cm tiefer liegt als die Oberfläche des Bodenpflasters). Es lagen hier angebrannte Kalksteine und verkohlte Knochensplitter, welche von Röhrenknochen irgend eines grösseren Jagdwildes stammen dürften; eine Bestimmung der kleinen Reste war nicht möglich. Die senkrechte Grabplatte muss zur Zeit, als das Feuer angemacht wurde, schon an ihrem Platze gestanden haben, denn sie ist an der betreffenden Stelle angeschwärzt. Ich

vermute, dass das Feuer den Arbeitern, welche das Grabmal errichteten, zum Kochen einer Mahlzeit gedient hatte; das Bodenpflaster war damals noch nicht gelegt gewesen. Einige wenige verkohlte Knochensplitter sind auch in der Südostecke des Grabes, dem Bodenpflaster aufliegend, gefunden worden; sie werden in analoger Weise zu deuten sein. Die Idee eventuellen Leichenbrandes ist durchaus von der Hand zu weisen, angesichts der ungeheuren Menge menschlicher Skelettreste ohne Brandspuren.

Grabbeigaben. Man hätte erwarten sollen, dass bei der grossen Zahl der im Grabe geborgenen Leichen sich auch eine stattliche Menge von Beigaben hätte finden sollen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, sondern es sind der Fundstücke so wenige, dass man beinahe vermuten könnte, es handle sich hier überhaupt nicht um Beigaben, sondern um zufällig verloren gegangene Gegenstände. Unsere gesamte Ausbeute besteht aus folgenden Dingen:

- Zwei Messer aus weissem Silex;
- Drei Spitzen aus weissem Silex;
- Eine Spitze aus gelb und rotem Jaspis;
- Drei rohe Thonscherben;
- Ein durchbohrter Bäreneckzahn;
- Zwei durchbohrte Hundeeckzähne, wovon einer nur zur Hälfte vorhanden;
- Zwei nicht durchbohrte Hundeeckzähne;
- Ein Stückchen Schmelzlamelle eines Eberhauers;
- Ein Schädelamulett mit Trepanationsmarke.

Die *Silexmesser* (Tafelbeilage, Fig. 5 und 6) sind 49 und 40 mm lang; beide sind auf der einen Seite flach und unbearbeitet; das kleinere zeigt auf der Oberseite Absprengflächen und einseitig eine retuschierte Schneide; beim grösseren, Fig. 5, ist die ganze Oberseite mit muscheligen Ausbrüchen und die Schneide mit feinen, kleinen Retuschen versehen.

Von den *Spitzen* zeigt jede für sich Besonderheiten. Die der Tafelbeilage, Fig. 9, ist 37½ mm lang, von lorbeerblattähnlicher Form, beidseitig sorgfältig konvex herausgearbeitet, mit einem stumpfen und einem spitzen Ende und mit retuschierten Rändern versehen. Die der Figur 10 von 40 mm Länge ist auf der einen Seite flach und ohne Bearbeitung; auf der anderen (der abgebildeten) zeigt sie Abschlagflächen und eine linke retuschierte Schneide und ebensolche Spitze. Die kleinste (Fig. 8), nur 24½ mm lange, ist gleichfalls auf der einen Seite flach und unbearbeitet; auf der anderen ist sie ringsum retuschiert, und sie besitzt einen kurzen, aber bloss einseitig fertig herausgearbeiteten Stiel zur Befestigung. Die gelb und rote Jaspisspitze (Fig. 7) endlich ist etwas länger als die drei be-

schriebenen, nämlich $43\frac{1}{2}$ mm messend; hinten ist sie quer abgebrochen, dürfte also ursprünglich noch länger gewesen sein; auf der Unterseite ist sie flach, auf der oberen mit wohl retuschierten Schneiden versehen. Sie dürfte, wie schon *Paul Sarasin* in seinem Vorberichte ausgesprochen hat, als Lanzenspitze gedient haben, während die anderen drei ohne Zweifel als Pfeilspitzen zu deuten sind.

Die Jaspisspitze fand sich unterhalb einer der Pflasterplatten des Grabbodens; sie ist also wohl beim Bau der Grabanlage verloren worden. Die Fundstellen von vier anderen Silexgeräten sind durch ein \times im Grundplan (Textfigur 3) angegeben; das sechste wurde im Aushub aufgefunden.

Die drei *Thonscherben*, von denen die grösste 72 mm lang, ca. 50 breit und ca. 10 dick ist, sind fast vollkommen flach, wonach sie einem grossen Gefässe müssen angehört haben und ohne jede Verzierung. Der Brand ist schlecht, und der Thon enthält weisse Quarkörner. Es hatte keinen Zweck, sie zur Abbildung zu bringen.

Der *durchbohrte Bärenneckzahn* (Fig. 2), dessen Fundstelle in der Nähe des Ostendes des Grabes durch ein \ominus im Plane der Textfigur 3 angegeben ist, hat eine Länge von 69 mm. An der Wurzel (rechts im Bilde) zeigt er einen alten Abbruch, und desgleichen ist der Bruch der oberen Umrandung des Aufhängeloches ein alter. Es ist möglich, dass diese Beschädigungen erst im Grabe selbst, bei der Ausfüllung mit Steinen oder bei späteren Nachbestattungen zustande gekommen sind.

Der *durchbohrte Hundeeckzahn* der Fig. 4 misst $31\frac{1}{2}$ mm; er war ursprünglich intakt, und die Defekte entstanden erst beim Trocknen; ein zweiter durchbohrter Zahn wurde nur zur Hälfte gefunden. Hiezu zwei weitere undurchbohrte Hundeeckzähne, von denen einer, $34\frac{1}{2}$ mm langer und sehr schön erhaltener in Fig. 3 abgebildet worden ist. Wahrscheinlich waren diese undurchbohrten Zähne als Schmuckstücke aufgenäht. Die Fundstellen von zweien dieser vier Hundezähne sind mit einem \circ auf dem erwähnten Plane angemerkt.

Die *Eberzahnlamelle* besteht nur aus einem kleinen, 24 mm langen Fragment (nicht abgebildet).

Ein sehr merkwürdiges Stück ist endlich das *Schädelamulett* der Fig. 1. Es ist aus einem menschlichen Schädel herausgearbeitet, von unregelmässig rundlicher Form, 33 mm im grössten Durchmesser haltend. Auf der einen Seite zeigt es einen mit einem schneidenden Instrument hergestellten, unregelmässig halbkreisförmigen Ausschnitt. Die Knochensubstanz dieses halbmondförmigen Ausschnitttrandes weist Spuren eines vor sich gegangenen Heilungsprozesses auf, und es erscheint mir daher als gewiss, dass es sich

hier um die Umrandung einer intra vitam hergestellten Trepanationsöffnung handelt, und dass somit das ganze ein Amulett darstellt, welches aus einem trepanierten Schädel herausgeschnitten worden ist.

Ein sehr ähnliches, wenn auch in seiner Gesamtform unregelmässigeres Schädelstück, welches ebenfalls an einem Rande den halbkreisförmigen Ausschnitt einer am Lebenden ausgeführten Trepanation aufweist, findet sich bei *Déchelette*, l. c., p. 476, aus einem Dolmengrab der Lozère abgebildet. Solche Schädelamulette,

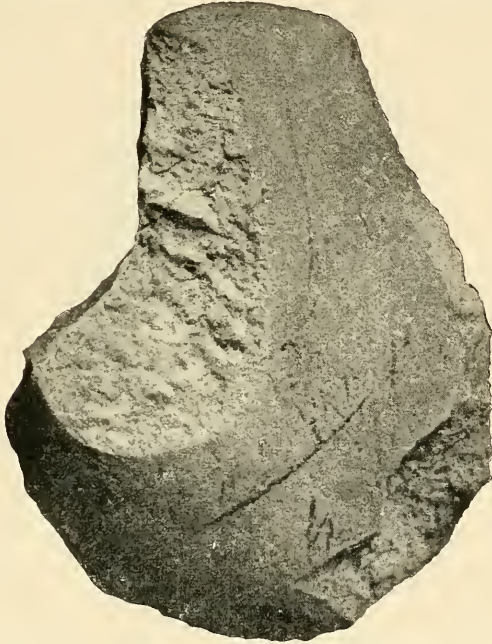


Fig. 7. Abspliss eines weissen Quarzitrollblockes, $\frac{2}{3}$ nat. Grösse.

„rondelles craniennes“, mit oder ohne Aufhängelöcher, sind in französischen Dolmen eine äusserst häufige Erscheinung. *Déchelette* sagt darüber: „Die Schädelamulette wurden mit Vorliebe solchen Schädeln Verstorbener entnommen, welche im Leben die chirurgische Trepanation durchgemacht hatten, denn sie zeigen häufig einen Teil der verheilten Ränder einer solchen Oeffnung.“ Diese Worte gelten somit vollständig für das Schädelamulett von Aesch.

Die jetzt noch zu beschreibenden Fundstücke gehören ohne jeden Zweifel nicht zum Inventar der Grabbeigaben, sondern stellen Reste des Handwerkzeuges der Erbauer der Grabanlage dar. Unter den Kalksteinen des Grabinhaltes, ja noch unterhalb des Boden-

pflasters und nicht minder im Mantel des Tumulus, besonders in der Nähe der Grabplatten, kamen häufig bald grössere, bald kleinere Absplisse buntgefärbter, grüner, roter und weisser Quarzitstücke und Buntsandsteine zum Vorschein, deren eine glatte und gerundete Oberfläche bewies, dass sie Trümmer von Rollsteinen darstellten. Textfigur 7 gibt einen solchen Abspliss eines weissen Quarzitrollblockes in $\frac{2}{3}$ natürlicher Grösse wieder. Man erkennt daran sowohl die ursprünglich glatte Oberfläche des Rollsteines, als die Narben abgesprungener Teilstücke. Diese Rollsteine gehören, wie mir Herr Dr. E. Greppin freundlichst mitteilte, zu dem im Jura weitver-

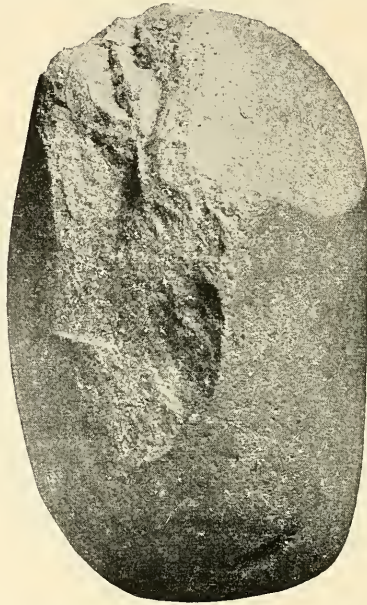


Fig. 8. Hammerstein aus rotem Buntsandstein, $\frac{2}{3}$ nat. Grösse.

breiteten, nach A. Gutzwiller aus dem Schwarzwald stammenden Geschieben, welche im oberen Teil des Mittelmiocän durch Flüsse hergeschafft und bei der Faltung des Jura mit in die Höhe gehoben worden sind. Auf dem Kalkrücken, welcher das Grab trägt, fehlen sie zwar, da dieser aus den Trümmern eines alten Bergsturzes besteht, sie befinden sich aber ganz in der Nähe in Feldern und Rebbergen. Ohne Zweifel sind sie vom Menschen nach der Grabanlage gebracht worden; aber zu welchem Zwecke? Des Rätsels Lösung liess nicht lange auf sich warten, denn bald kamen wohlerhaltene Rollsteine zum Vorschein, denen man deutlich ansah, dass damit gearbeitet, gehämmert worden war. In Textfigur 8 ist

ein solcher Rollstein, aus rotem Buntsandstein bestehend, dargestellt und zwar ebenfalls in $\frac{2}{3}$ natürlicher Grösse, welcher am einen Ende, wo er angefasst wurde, glatt und unverletzt erscheint, am anderen, dem Schlagende, eine ganze Reihe von Absplissmarken zeigt. Eine Mittelkante (oben im Bilde) hat infolge vielen Schlagens eine weisslich trübkörnige Beschaffenheit angenommen. Ganz ähnlich weist der weisse Quarzitrollblock der Textfigur 9 deutliche Spuren vielfachen Gebrauches auf.

Diese Hammersteine oder Hammerblöcke zeigen teilweise bedeutende Dimensionen und ein grosses Gewicht. Wir besitzen solche von 14 und 19 cm Durchmesser und 3—4 kg Gewicht.

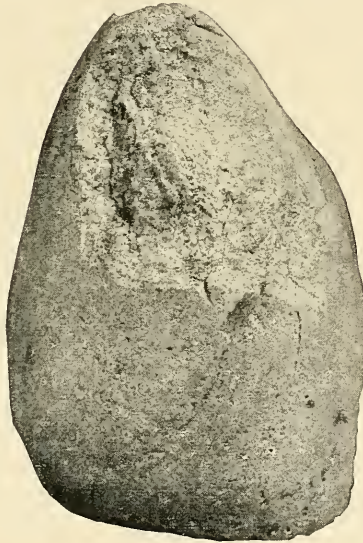


Fig. 9. Hammerstein aus weissem Quarzit, $\frac{2}{3}$ nat. Grösse.

Wozu dienten nun wohl diese ungemein rohen Geräte, die sich neben den zierlichen Messern und Spitzen aus Silex recht fremdartig ausnehmen? Dass sie irgendwie beim Bau des Grabes verwendet worden sind, ist sicher, denn das beweisen die an Ort und Stelle gefundenen Absplisse, als deutliche Zeichen ihres Gebrauches. Diese Absplisse lehren auch, dass auf Stein muss geschlagen worden sein, denn Holz würde diese harten Quarzite und Buntsandsteine nicht zum Platzen gebracht haben. Es ist daher wahrscheinlich, dass damit der Pflasterboden und das ihn tragende Steinbett festgeschlagen worden sind. Andererseits fanden sich aber auch mehrere Hammerblöcke und Bruchstücke von solchen im Tumulus selbst, so im südlichen Tumulusdurchschnitt drei grosse

Stücke etwa 30 cm vom Aussenrand der senkrechten Grabplatte entfernt in einer Tiefe von 40—50 cm. Ein weiterer grosser Hammerstein lag im östlichen Tumulusabfall, 2,10 m vom Grabe entfernt und nur 20 cm tief im Boden; der grösste wurde auf der Westseite, am Aussenrand der abschliessenden Mauer, unteuf in der Erde gefunden. Daraus scheint hervorzugehen, dass diese „Hämmer“ auch Verwendung gefunden haben, um die Widerlagersteine der grossen Grabplatten und die Steine der Mauer fest in die Erde zu rammen.

Es ist auffallend, dass, soweit ich wenigstens die Literatur übersehe, solche als Rammsteine dienende Rollblöcke darin nicht erwähnt werden. Vermutlich sind sie übersehen worden, denn es ist nicht möglich, dass sie bloss zum Instrumentarium der Neolithiker der Umgebung von Basel gehört haben können.

Aller des Grabes. Für die Altersbestimmung ist zunächst massgebend, dass alle Metallgeräte fehlen. Das ganze Fundinventar ist ein typisch neolithisches und zwar ein spätneolithisches, wonach wir mit Sicherheit das Aescher Grab in die spätere Neolithische Periode, sagen wir, in die zweite Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends setzen dürfen. Damit stimmt, wie wir gleich sehen werden, auch der Typus der Grabanlage selber aufs beste überein.

Vergleichende Bemerkungen. Das Aescher Grab, wie es im vorhergehenden beschrieben worden ist, stellt eine aus rohen Felsplatten gebildete Kiste dar, unten begrenzt durch ein Plattenpflaster und eingeschlossen in einen niederen Tumulus, aber über denselben etwas herausragend; es enthielt die Reste zahlreicher, sukzessive darin beigesetzter Leichen. Eine Bedachung des Grabes fehlte, aber wir müssen annehmen, dass ursprünglich vorhanden gewesene, abschliessende Deckplatten später zu irgend einem Gebrauch verschleppt worden seien, wenn wir uns nicht mit der bereits erwähnten, weniger wahrscheinlichen Hypothese eines Holzdaches behelfen wollen.

In welche Kategorie von Grabbauten nun ist die Aescher Anlage einzureihen? Ich denke, wir werden kaum irren, wenn wir sie mit dem Namen eines „*Dolmengrabes*“ belegen. Darüber, was ein Dolmen zu nennen ist, gibt uns die in Frankreich geltende, auf *G. von Bonstetten* 1865 zurückgehende Definition Aufschluss: „Der Name Dolmen gilt für jedes Steinmonument, bedeckt oder nicht bedeckt von Erde und von genügenden Dimensionen, um mehrere Bestattungen aufzunehmen, gebildet von einer wechselnden Zahl roher Blöcke, den Tischen, welche horizontal über dem Bodenniveau durch zwei oder mehr als zwei Stützplatten gehalten werden.“

(Vergl. S. *Reinach*, Terminologie des Monuments Mégalithiques, Revue d'Archéologie, (3), 22, 1893.)

Nahe verwandt mit den Dolmen sind die Steinkisten, „Cists“, nach der Definition von *Montelius*: „Ein grosses, oblonges, vierseitiges Grab, ganz analog der Kammer einer „allée couverte“, was Dimensionen und Konstruktion betrifft, aber ohne zuführenden Gang und gewöhnlich aus grossen Platten errichtet. Der untere Teil ist von einem Tumulus aus Erde oder aus Steinen umgeben, aber der obere Teil liegt häufig frei zu Tage“ (siehe *Déchelette*, l. c., p. 377). *Reinach* l. c. nennt noch als Unterschied von Steinkisten und Dolmen, dass die ersteren allseitig geschlossen seien, während die Dolmen einseitig einen Zugang, in extremer Ausbildung eine allée couverte besitzen. Beim Aescher Grab bildet die Westseite, wo ein Plattenabschluss fehlte, das Rudiment eines solchen Zuganges. Im übrigen sind die Steinkisten nichts als kleine Dolmen, und die Abgrenzung der beiden Gruppen von Grabbauten entbehrt nicht der Willkürlichkeit. Ich ziehe es daher vor, den mehr allgemeinen Begriff „Dolmen“ für die Aescher Grabanlage anzuwenden.

Die Dolmen, für deren Studium Frankreich der klassische Boden ist, sind in ihren Dimensionen den grössten Schwankungen unterworfen, worüber man *Déchelette* konsultieren möge. Sie sind aus rohen Felsplatten errichtet, deren flachere Seite einwärts gekehrt ist; bald stehen sie frei, bald sind sie partiell oder ganz in Tumuli eingeschlossen. Die Grabkammer und der zuführende Gang, wenn er vorhanden ist, sind meist mit Steinplatten gepflastert. Ihre Orientierung folgt keiner bestimmten Regel. Sie sind Beinhäuser, ossuaires, kollektive und sukzessive Bestattungen eines Stammes oder einer Familie enthaltend, weshalb die Knochen häufig sich in Unordnung befinden. Die Skelette sind öfters horizontal durch Steinplattenlagen voneinander geschieden. Einzelne Dolmen enthalten die Reste von bis 100 Skeletten. In einem und demselben Grabe befinden sich die Skelette bald in ausgestreckter Lage, bald in den verschiedensten Hockerstellungen. Im Verhältnis zur Skelettzahl sind die Beigaben wenig zahlreich; häufig sind trepanierte Schädel und Schädelamulette. Zeitlich gehören die Dolmen dem Neolithikum an, namentlich dem späten Neolithikum und dem Beginn der Bronzezeit. Wie man leicht erkennen wird, stimmen alle diese Merkmale aufs beste mit den Verhältnissen, wie sie das Aescher Grab geboten hatte, überein.

Die Verteilung der Dolmen in Frankreich ist keine gleichmässige; sie bilden vielmehr ein breites Band von der Normandie und Bretagne bis zur Mittelmeerküste der Departemente de l'Hérault

und du Gard. Im östlichen Frankreich sind sie selten. An unserer Südwestgrenze, in Savoyen, sind einige Dolmen vorhanden, wofür man die schönen Bilder von *P. Vionnet* vergleichen möge (*Les Monuments Préhistoriques de la Suisse occidentale et de la Savoie*, Lausanne, 1872). Die Verbreitung der Dolmen im übrigen Europa, in Nordafrika und Asien hat *Déchelette* zusammengestellt, p. 412 ff. Hier sei nur noch bemerkt, dass, während sie in West- und Nord-europa häufig sind, sie im zentralen Europa fehlen; man findet keine Spur davon in den Rheinprovinzen und in Süddeutschland, p. 415.

Was nun die Schweiz angeht, so sind wohl hin und wieder Dolmen signalisiert worden, aber es ist mir kein Fall aus der Literatur bekannt, wo durch eine Ausgrabung die Grabnatur eines solchen Monumentes unzweifelhaft dargelegt worden wäre. *Ferd. Keller* (Ueber die Grabhügelbestattung in der Schweiz, Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, I, 1868—1871) schrieb seiner Zeit: „Dolmen d. i. über einander gelegte Felsblöcke, unter denen unverbrannte Leichname bestattet sind, und die ursprünglich in der Regel von einem konischen Erdhügel bedeckt waren, gibt es keine in der Schweiz.“ Mehrfach sind erratische Blockgruppen, wo zufällig ein grösserer Block tischartig auf kleineren aufruhete, als Dolmen angemeldet worden; hierher die Dolmen von Hermetschwil, Kanton Aargau und von Bisikon, Kanton Zürich. Der unermüdliche *A. Quiquerez* hat im Berner Jura auf dolmenartige Monumente aufmerksam gemacht, die „Tables de rochers“ von Bure und von Grandgourt (*Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde*, 3, 1876—1879).

Das Monument von Grandgourt habe ich aufgesucht und nach der Beschreibung *Quiquerez's* auch gefunden; es liegt im Hintergrund des Tälchens Favergeatte, wo einem kleinen Felsenirkus eine Quelle entströmt, ist aber ohne jeden Zweifel eine natürliche Bildung, entstanden durch von den Felsgehängen herabgestürzte Kalkblöcke, wobei zufällig ein grösserer, plattenartig aussehender Block auf drei kleinere zu liegen gekommen ist, so dass darunter ein Hohlraum entstand. Die ganze Schlucht ist von solchen Fels-trümmern besät. Dieses „Monument“ ist somit endgültig aus der Literatur zu entfernen. Dasjenige von Bure war schon zu *Quiquerez's* Zeit zerstört. Eine Platte bloss ist übrig geblieben (Q. gibt die Maasse) und bildet, wie ich mich überzeugte, heute noch die Schwelle des Pfarrhauses von Bure; zu diesem Behufe wurde sie hübsch regelmässig zugehauen. Es ist möglich, aber nicht mehr auszumachen, dass sie ursprünglich zu einem Dolmen gehört hat — die Rekonstruktion des genannten Autors ist ganz phantastisch —, sie kann aber ebenso gut von einem jüngeren Bauwerk herkommen.

J. Heierli (Urgeschichte der Schweiz, Zürich, 1901, p. 192) erwähnt als schweizerische Dolmen ausser dem oben genannten von Bure noch solche bei Oron und Vugelles-La Mothe im Kanton Waadt. Auch diese sind recht fragwürdige Gebilde, aus einer Forschungsperiode stammend, wo man mit Vorliebe nach Altären aus der Druidenzeit fahndete und noch nicht wusste, dass die Dolmen sämtlich Gräber sind. *Fr. Troyon* (Monuments de l'Antiquité dans l'Europe Barbare, suivis d'une statistique des antiquités de la Suisse occidentale, Mémoires et Documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse Romande, 25, 1868) sagt über das Denkmal von Oron, p. 267: „Auf einer alten Karte des Amtes Oron ist ein Dolmen oder Trilith zwischen Maracon und La Rogive durch folgende Worte angegeben: drei Steine, einer auf den beiden anderen.“ Dies ist das Zeugnis für den Dolmen von Oron. Weiter über den von La Mothe an derselben Stelle: „Nahe bei La Mothe an den Ufern des Arnon ruhte ein Block von etwa 10' Höhe und 7—8' Breite auf drei Steinen, auf die er offenbar von Menschenhand gesetzt worden war.“ Vermutlich über dasselbe Denkmal sagt er, p. 466: „Unter einem Menhir nahe bei La-Mothes sammelte Herr Masset zwei Bronzecerle.“ Mit diesen Angaben ist nichts zu machen. Die beiden offenbar jetzt zerstörten Dolmen können ganz gut natürliche Bildungen gewesen sein wie der noch bestehende von Grandgourt.

Heierli war daher vollauf berechtigt, bei seiner Aufzählung der Bestattungsarten der schweizerischen Neolithiker (l. c., p. 147 ff.) Dolmengräber nicht aufzuführen.

Die Bestattungen fallen vielmehr nach ihm in folgende Kategorien:

1. Bestattung in Höhlen oder unter vorspringenden Felsen (Abris sous roche), in Grabkammern, aus losen Steinen gebildet oder auf Steinbetten (Dachsenbühl, Schweizersbild).

2. Hockergräber in kleinen Steinkisten unter dem Boden (Lemansee, Chamblandes etc., Wallis).

3. Bestattung in Grabhügeln ohne umgebende Steinkiste, nach voraufgegangener Verbrennung der Leiche. Diese Gräber gehören dem Ende der Steinzeit, der Kupferzeit, an (Tumuli auf den Gisnauflihen, östlich von Burgdorf, Tumuli von Oberwenigen und Schöfflisdorf, Kanton Zürich).

Ebensowenig kennt unsere Bronzezeit Dolmengräber; aber eine gewisse Aehnlichkeit mit der Aescher Anlage trotz manchen Abweichungen zeigt doch das Massengrab von Auvernier am Neuenburger See, ein Grab aus der Uebergangszeit von Stein- und Bronzeperiode stammend, indem darin neben Steinbeilen und durchbohrten

Zähnen von Bär, Wolf und Eber, Bronzegeräte gefunden worden sind. Bis jetzt ist dieses Grab ein Unikum geblieben (siehe *V. Gross, F. A. Forel et Edm. de Fellenberg, Résultat des Recherches exécutées dans les lacs de la Suisse occidentale depuis 1866, Pfahlbauten 7. Bericht von Dr. Ferd. Keller, Publications de la Société des Antiquaires de Zürich, 19, cahier 3, Zürich, 1876*; ferner *J. Heierli, l. c., p. 244* und *F. A. Forel, Le cimetièrre du Boiron de Morges, Indicateur d'antiquités suisses, nouv. série, 10, 1909*).

Der Hauptunterschied der Gräber von Aesch und Auvernier liegt vor allem darin, dass das letztere ungefähr 2 m tief im Boden eingesenkt war, von aussen unsichtbar, ohne Tumulus; auch ist seine Konstruktion komplizierter; die Felsplatten, aus denen es aufgebaut war, sollen nach Angabe roh bearbeitet gewesen sein, während die Aescher Platten unberührte Naturblöcke sind. Das Grab von Auvernier zeigte eine 1,60 m lange und 1,30 m breite Deckplatte, welche den aus je drei senkrecht gestellten Platten gebildeten Seitenwänden aufgelagert war. Diese Seitenplatten begrenzten einen Raum von 1,13 m Breite; dieser war durch zwei eingesetzte Querplatten in eine mittlere Hauptkammer und je eine kleinere Endkammer geschieden, von denen die eine mit zwei kleinen Platten gedeckt war, die andere einen ungedeckten Zugang zur Hauptkammer bildete. Den Boden bedeckte ein einfaches Bett von Kies. Den Seitenwänden lief aussen eine zweite Plattenreihe parallel, so dass auf jeder Seite eine Art Nebengalerie zustande kam. Andeutungen einer solchen Galerie haben wir auch am Aescher Grab konstatiert (siehe p. 274). Uebereinstimmend in beiden Grabanlagen ist die Art der Bestattung; beides sind ohne Zweifel Beinhäuser, Ossuaires, in welchen die Toten erst als Skelette deponiert worden sind. In Auvernier lagen die meisten Skelette, 15—20 an der Zahl, in der Hauptkammer und zwar die Schädel an den Wänden, die Knochen in der Mitte. Die Beigaben waren, wie in Aesch, spärlicher, als die Skelettzahl hätte erwarten lassen. Für alle Einzelheiten vergleiche man die Originalarbeit, die von einem Plane begleitet ist, der sich allerdings nicht in allen Punkten mit der Beschreibung in Uebereinstimmung befindet. Der Plan ist auch in *Heierli's* Buch (l. c., p. 245) wiedergegeben. Die Grabanlage von Auvernier nimmt sich aus wie eine Weiterbildung des Aescher Typus, wie sie auch zeitlich offenbar etwas jünger ist als dieser; sie ist ein in die flache Erde eingesenkter Dolmen.

Aus diesen kurzen vergleichenden Bemerkungen geht hervor, dass eine genaue Parallele zum Aescher Grab bis jetzt in der Schweiz nicht konstatiert worden ist, wonach es die auf seine Ausgrabung und Darstellung verwandte Sorgfalt durchaus rechtfertigt.

Diese Grabanlage nimmt sich wie ein Fremdling in der Schweiz aus, deren Neolithiker andere Bestattungsweisen befolgten, und es kann kein Zweifel sein, dass sie auf Einflüsse von Westen her, aus Frankreich, zurückzuführen ist, wie auch heute noch der westliche Jura französischer Sprache und Sitte sich überaus zugänglich erweist. Um so dringender ist es geboten, den ganzen Jurazug einer sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen, denn es ist nicht möglich, dass das Aescher Dolmengrab das einzige seiner Art im Jura darstelle. Es wird vielmehr ohne jeden Zweifel gelingen, diesen ostwärts vorgeschobenen Posten durch entsprechende Bauwerke an die französische Dolmenregion anzuschliessen. Diese Untersuchung sollte unverzüglich vorgenommen werden, um von solchen Bauwerken noch zu retten, was dem Unverstand des Menschen und seiner Zerstörungswut etwa könnte entgangen sein.

Noch habe ich zum Schlusse einige Worte des Dankes anzufügen, zunächst an die *Gemeindebehörden von Aesch* für die bereitwillig gegebene Erlaubnis zur Untersuchung des auf Gemeindeland gelegenen Grabes und ebenso dafür, dass sie die wieder hergestellte Grabanlage unter ihren Schutz genommen haben, weiter an den Auffinder dieses Grabes, Herrn Dr. *K. von Blarer*, für mannigfache, bei der Ausgrabung geleistete Hilfe und endlich an Herrn Dr. *Karl Stehlin*, der mir bei der Aufnahme des Grabes seine grosse Sachkenntnis in solchen Dingen freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Eingegangen 13. Mai 1910.



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel](#)

Jahr/Year: 1910

Band/Volume: [21_1910](#)

Autor(en)/Author(s): Sarasin Fritz (Friedrich Karl)

Artikel/Article: [Das steinzeitliche Dolmengrab bei Aesch unweit Basel 266-289](#)